

The background of the book cover features a dark, atmospheric scene with several bright spotlights at the top, casting beams of light downwards. The lower portion of the cover shows a close-up, textured view of a green grassy field, likely a sports field.

# RICHARD FORD

## Der Sportreporter

ROMAN  HANSER BERLIN

erinnern kann: ein großer schlaksiger Mann mit kantigem Gesicht und hellen Augen – wie ich sie habe –, aber mit romantisch gelockten Haaren. Ich habe versucht, ihn mir in Davenport oder Cicero vorzustellen, wo ich selbst hinkam, um über Sportveranstaltungen zu berichten. Doch die Wirkung ist seltsam. Er war – jedenfalls in meiner Erinnerung – kein Mann für diese Orte.

Ich erinnere mich, daß mein Vater Golf spielte, und manchmal ging ich an heißen Tagen im Biloxi-Sommer mit ihm über den flachen Platz. Er spielte auf der Anlage, die zum Stützpunkt der Air Force gehörte, gelbbraun und ausgebleicht war und von rangniederen Soldaten viel bespielt wurde. Er tat das, damit meine Mutter einen Tag für sich allein haben, ins Kino gehen, sich die Haare richten lassen oder zu Hause bleiben und Filmmagazine und billige Romane lesen konnte. Golf kam mir damals wie eine Folter der traurigsten Sorte vor, und selbst mein armer Vater schien nicht viel Spaß daran zu haben. Er war eigentlich nicht der Golftyp, sondern eher der Typ eines Rennfahrers, und er verlegte sich, glaube ich, ganz bewußt auf Golf, weil es ihm etwas bedeutete, ein gewisses Maß an Erfolg in der Welt zu haben. Ich weiß noch gut, wie wir zusammen beim Abschlag standen, beide in kurzen Hosen, und unseren Blick über die lange, von Palmen gesäumte Spielbahn schweifen ließen, hinter der ein Deich und dann der Golf von Mexiko zu sehen waren, und wie er grimmig den weit entfernten Flaggenstock fixierte, als stehe er für eine Festung, die er nun, wenn auch ungern, bestürmen werde, und wie er zu mir sagte: »Na, Franky, was meinst du, ob ich den Ball wohl so weit schlagen kann?« Und wie ich sagte: »Das glaub ich kaum.« Er schnitzte und rauchte trotz der Hitze eine Zigarette, und ich sehe noch ganz deutlich vor mir, wie er mich in diesem Moment erstaunt anblickte. Wer war ich doch gleich? Was für Pläne hatte ich? Solche Fragen schienen ihn irgendwie zu treffen. Es war nicht gerade Herzlosigkeit, die aus seinem Blick sprach, nur größte Verwunderung und Resignation.

Als mein Vater starb, war ich vierzehn, und danach schickte mich meine Mutter auf »die Marineakademie«, wie sie sagte, in Wirklichkeit eine kleine Militärschule bei Gulfport, die sich Gulf Pines nannte (wir Kadetten nannten sie, der Abgeschiedenheit wegen, Lonesome Pines) und an der ich mich zu keiner Zeit fehl am Platz fühlte. Ja, die militärische Haltung, die dort verlangt wurde, gefiel mir, und ich glaube, daß ich einen aufrechten Zug in meinem Wesen habe, der zumindest den Anschein von Rechtschaffenheit, wenn nicht die Sache selbst, achtet und für den die Schule verantwortlich war. Meine Ausgangslage in Lonesome Pines war etwas besser als die des Durchschnitts, denn die meisten der Kadetten waren aus den zerrütteten Ehen reicher Leute dorthin gekommen, oder weil ihre Eltern sie regelrecht abgeschoben hatten, oder weil sie etwas gestohlen oder niedergebrannt hatten und ihre Familien erreichen konnten, daß sie hierher statt in die Besserungsanstalt kamen. Ich hatte allerdings nie das Gefühl, daß sich die anderen Schüler von mir unterschieden, es waren einfach Jungen voller Geheimnisse und Unwissenheit und hoffnungsloser Sehnsüchte, und diese Zeit war für sie nur etwas, das durchgestanden werden mußte, so daß niemand irgendwelche Bindungen einging. Es war, als ahnten wir alle, daß wir eines Tages ganz

plötzlich weg sein würden – oft geschah es mitten in der Nacht – und deshalb nicht zu tief in etwas hineingezogen werden wollten. Oder wir legten vielleicht einfach keinen Wert darauf, später jemanden zu kennen, der so war, wie wir jetzt waren.

Was ich von den Örtlichkeiten noch im Gedächtnis habe, ist ein heißer Exerzierplatz, umgeben von spärlichen Kiefern, eine Fahnenstange mit einem Anker am Sockel, ein abgestandener seichter See, auf dem ich segeln lernte, ein stinkender Strand mit einem Bootshaus, braun verputzte Gebäude mit heißen Klassenzimmern und weiße Kasernengebäude, die stark nach Scheuerlappen rochen. Es gab einige ehemalige Stabsbootsleute der Navy, die dort unterrichteten – Männer, die sich für eine reguläre Lehrtätigkeit nicht eigneten. Sogar ein Neger war dabei, ein Mann namens Bud Simmons, der als Baseballtrainer tätig war. Der Kommandant, Admiral Legler, war ein alter Kapitän zur See aus dem Ersten Weltkrieg. Urlaub machten wir immer in Gruppen, draußen in den kleinen Orten an der Golfküste, die wir mit dem öffentlichen Bus erreichen konnten, in den klimatisierten Kinos und billigen mexikanischen Lokalen, oder wir trieben uns in der Nähe der Keesler Air Force Base herum, auf den heißen sandigen Parkplätzen vor Striplokalen, und versuchten in unseren braunen Uniformen, die richtigen Militärangehörigen zu überreden, Bier und Schnaps für uns einzukaufen, und fühlten uns erbärmlich, weil wir zu jung waren, selber reinzugehen, und weil wir zu wenig Geld hatten, um irgend etwas anderes damit zu tun, als es zu vergeuden.

Die Feiertage verbrachte ich zu Hause im Bungalow meiner Mutter in Biloxi, und gelegentlich traf ich ihren Bruder Ted, der ganz in der Nähe wohnte und vorbeikam, um mich zu sehen, und mich zu Ausflügen nach Mobile und Pensacola mitnahm, wo wir nicht viel miteinander redeten. Vielleicht ist es einfach das Los von Söhnen, deren Väter jung sterben, selber – nach außen hin – nie jung zu sein; die Jugend ist für uns nur ein kurzer Traum, ein Vorspiel ohne irgendeinen anhaltenden Augenblick, bevor das eigentliche Leben anfängt.

Meine einzige Erfahrung als aktiver Sportler machte ich dort in Lonesome Pines. Ich versuchte, in der Schulmannschaft unter dem schwarzen Trainer Bud Simmons Baseball zu spielen. Ich war für mein Alter relativ groß – heute bin ich näher am Durchschnitt –, und mit meinen langen Armen besaß ich die locker-schlaksige Geschmeidigkeit des geborenen Werfers. Aber ich brachte nie viel zustande. Ich konnte mich immer, wie von außen, die Dinge tun sehen, zu denen ich aufgefordert wurde. Und das reichte schon aus, sie mich nie gut oder vollständig tun zu lassen. Offenbar verfolgte mich eine angeborene Ironie, die keinem nützlichen Zweck diente und nun bewirkte, daß ich zu einem versonnenen, neunmalklugen Jungen wurde, gerissen und heimlichtuerisch – genau der Typ, der nach Lonesome Pines gehörte. Bud Simmons tat alles, was er konnte, und dazu gehörte auch, daß er mich mit dem anderen Arm werfen ließ, was ich bereitwillig tat, auch wenn es überhaupt nichts nutzte. Er sah mein Problem darin, daß ich nicht in der Lage sei, mich »auszuliefern«, und ich wußte genau, was er meinte. (Heute staune ich, wenn ich auf

Sportler treffe, die vollwertige Menschen sein und sich gleichzeitig ihrem Sport »ausliefern« können. Das kommt nicht oft vor, und es ist die kostbare Gabe eines komplexen Gottes.)

Ich habe in diesen Jahren nicht viel von meiner Mutter gesehen. Und ich scheine da auch keine Ausnahme zu sein. Es muß Tausenden von uns 1945ern so gegangen sein, wie auch Kindern in früheren Jahrhunderten. Merkwürdig ist es doch wohl, daß Kinder heutzutage so *viel* mit ihren Eltern zusammen sind und sie besser kennenlernen, als wahrscheinlich je nötig ist. Ich war bei meiner Mutter, wenn sie Zeit für mich hatte. In der schulfreien Zeit wohnte ich bei ihr im Haus, und wir gingen miteinander um wie gute Freunde. Sie liebte mich so sehr, wie sie es in ihrer veränderten Situation konnte. Es hätte ihr vielleicht gefallen, enger mit mir zusammenzuleben. Ich weiß, mir hätte es gefallen. Aber es ist möglich, daß sie selber Träumen nachhing und nicht in der richtigen Verfassung war, genau zu wissen, was sie tun sollte. Sie dachte mit Sicherheit nie, daß mein Vater sterben würde, so wie ich nie dachte, daß Ralph sterben würde, und doch tat er es. Sie war erst vierunddreißig, eine kleine Frau mit dunklen Augen und einer Haut, die dunkler war als meine; ich habe das Gefühl, daß es sie bestürzte, so weit von ihrem Geburtsort entfernt zu sein, und daß sie das mehr beschäftigte als irgend etwas anderes. Ihr Leben lenkte sie einfach in der Weise ab, in der ein anderer Mensch das tun würde, nicht auf eine abscheuliche oder eigennützige Art, möglicherweise sogar in der Art, in der mein Vater sie abgelenkt hatte, doch davon wußte ich nichts. Ich glaube, der Gedanke, nach Iowa zurückzukehren, muß sie beunruhigt haben, und sie wollte nicht zurück.

Schließlich fand sie Arbeit in einem großen Hotel in Mississippi City, dem *Buena Vista*, wo sie nachts an der Kasse saß, und dort lernte sie einen Mann namens Jake Ornstein kennen, einen Juwelier aus Chicago, und nach einigen Monaten, in denen er mehrmals in den Süden gereist war, heiratete sie ihn und zog nach Skokie in Illinois, und dort lebte sie dann, bis sie Krebs bekam und starb.

Ziemlich genau zu der Zeit bekam ich über Lonesome Pines ein NROTC-Stipendium und schrieb mich ganz zufällig an der Universität von Michigan ein. Die Navy wollte ihre Stipendiaten mischen, und niemand kam an den Ort, den er sich gewünscht hatte; ich kann mich allerdings nicht einmal erinnern, wohin ich wollte, nur daß es nicht Michigan war.

Ich erinnere mich aber sehr wohl, daß ich hin und wieder meine Mutter in Skokie besuchte; ich stieg dann in Ann Arbor in den wohlriechenden alten New York Central und verbrachte das Wochenende damit, in dem seltsam spießigen, einem Landhaus nachempfundenen Bungalow herumzulümmeln, bemüht, mich wohl zu fühlen und Konversation zu machen, umgeben von Möbeln, die in Schonbezügen aus Plastik steckten, und fünfundzwanzig Uhren an den Wänden, in einer jüdischen Wohngegend und in einem Ort, mit dem mich nichts verband. Jake Ornstein war fünfzehn Jahre älter als meine Mutter und im Grunde ganz nett, und ich kam mit ihm und seinem Sohn Irv gut aus – letztlich sogar besser als mit meiner Mutter. Sie erwähnte zwar, daß mein College ihrer Meinung nach »eine der guten Schulen« sei, behandelte mich aber wie einen Neffen, den sie nicht



sehr gut kannte und der ihr Sorgen machte, obwohl sie mich mochte. (Sie gab mir eine Hausjacke und eine Pfeife, als ich mit der Universität anfang – zu der Zeit war sie schon in Skokie, so daß ich von dort aufbrach.) Ich für meinen Teil bin sicher, daß ich große Augen machte und auf Distanz blieb. Ich bin auch überzeugt, daß wir, als wir sahen, wie wir uns angepaßt hatten, beide versuchten, uns auf irgendeiner neuen Ebene näherzukommen, die uns beiden geschmeichelt hätte. Aber ihr war das Leben irgendwie davongelaufen, und ich wurde zu jemandem aus einer anderen Zeit, eine Tatsache, die ich meiner Mutter nicht vorhalte und deretwegen ich mir nicht verlassen oder verstoßen vorgekommen bin.

Wie mochte, nach alledem, *ihr* Leben aussehen? Gut, schlecht, beides im Wechsel? Wie ein langer Weg, den sie einigermaßen glücklich zurückzulegen hoffte? Sie wußte es. Aber nur *sie* wußte es. Und ich bin nicht geneigt, über ein Leben zu urteilen, von dem ich nicht viel weiß, zumal sich die Dinge für mich ganz gut entwickelt haben. Am besten kannte ich damals – und kenne ich heute – mein eigenes Leben, mit dem ich zu der Zeit, als meine Mutter mit Jake Ornstein verheiratet war, unter allen Umständen vorankommen wollte. Ich weiß, daß sie und Jake glücklich waren und daß ich meine Mutter, soweit ich – mit meinen geringen Kenntnissen über sie – dazu in der Lage war, sehr liebte. Als sie starb, war ich noch an der Universität. Ich ging zur Beerdigung, fungierte als Sargträger, saß am Wochenende einen Nachmittag lang mit den Leuten, die sie beide kannten, in Jakes Haus herum, versuchte, mich an das zu erinnern, was meine Eltern mir in ihrem Leben beigebracht hatten (was mir einfiel, war »ein Gefühl der Selbständigkeit«). Und am Abend fuhr ich mit der Bahn zurück und verabschiedete mich endgültig aus ihrem Leben. Jake zog später nach Phoenix, heiratete wieder und starb ebenfalls an Krebs. Irv und ich hielten noch ein paar Jahre Kontakt, haben uns dann aber aus den Augen verloren.

Sieht das denn wie ein merkwürdiges Leben aus? Erscheint es seltsam, daß ich keine lange und anekdotenreiche Familiengeschichte zu bieten habe? Oder eine zum Grübeln einladende Problem- oder Haßliste – eine Aufstellung besonders quälender und wehmütiger Erinnerungen, die vorgeben, alles zu erklären oder aufzuwühlen? Möglicherweise wurde ich in eine andere Zeit hineingeboren. Aber vielleicht ist mein Weg der rundum bessere, und der Weg, den die meisten von uns gehen, und der Rest erzählt Lügen.

Trotzdem. Frage ich mich jemals, was meine Familie von mir halten würde? Von meinem Beruf? Als geschiedener Mann, als Vater, auf der Suche nach Frauen? Als Erwachsener, der sich auf Leben und Tod zubewegt?

Manchmal schon. Aber es beschäftigt mich nie sehr lange. Und *wenn* ich mich frage, dann sage ich mir: Sie hätten wahrscheinlich alles gebilligt, was ich getan habe – besonders meine Entscheidung, das Schreiben aufzugeben und auf etwas umzusteigen, das sie für nützlicher halten würden. Sie würden das so sehen wie ich: daß sich die Dinge manchmal von selbst zum Besten wenden. Mit dieser Denkweise hat sich mir die Chance zu einem interessanten – wenn auch nicht besonders einfachen – Erwachsenenleben eröffnet.

Die paar Kleinigkeiten, die ich erledigen muß, bevor ich Vicki abholen und zum Flughafen fahren kann, sind um 9 Uhr 30 fast geschafft. Gewöhnlich gehört dazu eine Tasse Kaffee mit Bosobolo, meinem Mieter aus dem Seminar in der Stadt, aber heute morgen wird nichts aus dieser mir lieb gewordenen Gewohnheit. Wir hatten schon manchen guten Gedankenaustausch zu Themen wie etwa der Frage, ob die Seligkeit der Erlösten durch die Leiden der Verdammten gesteigert wird – etwas, das er katholisch beurteilt, ich aber nicht. Er ist zweiundvierzig und kommt aus Gabun, und er ist ein strenger Apologet des grenzenlosen Glaubens. Ich trete gewöhnlich für gute Werke ein, aber ohne mir Illusionen darüber zu machen, wohin mich das bringen wird.

Warum einen Mieter ins Haus nehmen? Um die furchtbare Einsamkeit abzuwehren. Warum sonst? Die tröstliche Wirkung der uninteressierten Schritte eines anderen Menschen in einem sonst leeren Haus – erst recht die eines zwei Meter großen Negers aus Afrika, der unterm Dach wohnt – kann beträchtlich sein. Heute morgen ist er jedoch in eigenen Angelegenheiten unterwegs, und vom Fenster aus sehe ich ihn in der Art eines Bibelverkäufers die Hoving Road entlang zur Schule traben – weißes Hemd, schwarze Hosen und aus Autoreifen geschnittene Sandalen. Er hat mir erzählt, er sei in seinem Stamm – den Nwambis – ein Prinz, aber ich habe noch nie einen Afrikaner gekannt, der kein Prinz gewesen wäre. Er hat, wie ich, eine Frau und zwei Kinder. Wir sind beide Presbyterianer, ich allerdings kein besonders guter. Meine anderen Pflichten zwingen mich an den Schreibtisch zu den üblichen Telefongesprächen: zuerst mit dem Magazin und meiner Redakteurin Rhonda Matuzak, die den Gerüchten nachgegangen ist, daß in der Mannschaft der *Detroiters* nicht alles so rosig ist, wie es aussieht, was für mich zum Problem werden könnte. Bei der Redaktionssitzung herrscht die Meinung vor, ich solle die Reportage machen und mitnehmen, was ich bekommen kann. Der Sport lebt von solchen Zwistigkeiten und gezielten Fehlinformationen, auch wenn mich so etwas nicht sonderlich interessiert.

Rhonda ist geschieden und lebt mit ihren zwei Katzen in den West-Achtzigern oben in einer großen Etagenwohnung mit dunklen Wänden und hohen Decken, und sie versucht dauernd, sich mit mir zu verabreden, zum Essen bei *Victor's* oder zu irgendwelchen Unternehmungen nach Feierabend. Bis auf einen qualvollen Abend nicht lange nach meiner Scheidung ist es mir allerdings immer gelungen, sie nach einem Drink im Bahnhof der Grand Central in ein Taxi zu setzen und mich dann rasch zur Penn Station und nach Hause zu verziehen.

Rhonda ist eine große, grobknochige, aschblonde Frau Ende Dreißig, mit der altmodischen Figur eines Revuemädchens, aber mit dem Gesicht eines Rennpferds und einer lauten Stimme, die ich nicht mag. (Sich in eine Phantasie zu flüchten, wäre, selbst bei Dunkelheit, so gut wie unmöglich.) Die erste Zeit nach meiner Scheidung sah ich alles zutiefst ironisch. Die Sorgen anderer Leute wurden für mich zur Quelle von Belustigung und hämischem Spott, die ich mir nachts in Erinnerung rief, um mich besser zu fühlen. Rhonda half mir da heraus, indem sie mich ständig zum Essen einlud und mir Zettel auf den